

Viktor Funk

Wir verstehen nicht, was geschieht

Roman

Lew und Swetlana haben ein Leben gelebt, das im Nachhinein unmöglich erscheint. Eine Revolution, zwei Terrorregime – danach eine lange, erfüllte Beziehung. Ein junger Historiker aus Deutschland, Alexander List, sucht den bereits betagten Lew Mischenko in Moskau auf. Er will ihn interviewen und mehr über Menschen erfahren, die den Gulag überlebt haben, und über ihre Lieben, ihre Freundschaften, aber auch ihre Traumata. Der Roman »Wir verstehen nicht, was geschieht« folgt den Lebensspuren mehrerer realer Personen, im Zentrum steht der Physiker Lew Mischenko. Während seiner Haftzeit im Gulag schrieb er und seine Frau Swetlana einander Briefe. Diese will Lew dem Historiker Alexander überlassen – unter der Bedingung, dass er mit ihm nach Petschora reist, hoch oben im russischen Norden, wo Lew neun Jahre im Lager verbrachte und wo ein Freund, Jakow Israelitsch, auf ihn wartet.

Viktor Funk, geboren 1978 in der Sowjetunion (Kasachstan), kam als Elfjähriger 1990 nach Deutschland. Er ging in Wolfsburg zur Schule, studierte später in Hannover Geschichte, Politik und Soziologie. Seine Magisterarbeit in Geschichte beschäftigte sich mit dem Vergleich mündlicher und schriftlicher Erinnerungen von Gulag-Überlebenden. Viktor Funk arbeitet als Politikredakteur mit dem Schwerpunkt Russland bei der Frankfurter Rundschau. Sein erster Roman »Mein Leben in Deutschland begann mit einem Stück Bienenstich« erschien 2017. Er lebt in Frankfurt am Main.

VERBRECHER VERLAG

*Du bist das Wesentliche,
ohne das alles Übrige,
so wichtig es mir erscheinen mag,
solange Du da bist, seinen Sinn
und seine Bedeutung verliert.*

André Gorz, Brief an D.

Erste Auflage

Verbrecher Verlag Berlin 2022

www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2022

Fotografie S. 157: © Viktor Funk

Lektorat: Alyssa Fenner und Doris Engelke

Satz: Christian Walter

Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-536-5

Printed in Germany

Der Verlag dankt Lena Beyer,

Marlene Münßinger, Johanna Seyfried,

Lukas Siebenecker und Leni Teetz.

»Kommen Sie unbedingt noch einmal, Sie müssen jemanden kennenlernen«, hatte Aljona Gustowa gesagt.

Nun wusste Alexander List, warum und warum so schnell er hatte aufbrechen müssen. Die Wissenschaftlerin von Memorial hatte recht behalten.

TAG I

Am Montag, den 3. November, war Alexander nach Moskau geflogen. Er checkte in einem Hotel an der Metro-Station Park Kultury ein und fuhr am Nachmittag zu Lew Mischenko. Von der Station Prospekt Wernadskogo ging er im Regen die Straße entlang zu einem Hochhaus und wählte an der Sprechanlage die Nummer der Wohnung. Noch aus Deutschland hatte er Kontakt zu Lew Mischenko aufgenommen und ihn vor gut einer Stunde aus dem Hotel angerufen.

»Neunter Stock«, hörte er eine Männerstimme, die Tür sprang auf.

Im Fahrstuhl roch es nach schwerem Parfüm. Als die Fahrstuhltür sich öffnete, empfing ihn der Geruch gebratenen Fleisches. Fünf Wohnungen befanden sich auf der Etage, keine Namen an den Klingeln. Als er an einer Tür das Drehen des Schlosses hörte, trat er heran und wich gleich wieder zurück, weil ein Hund bellte. Seit er als Kind gebissen worden war, raste bei jedem Bellen sein Herz.

»Primus, aus«, sagte der Mann an der Tür. »Guten Abend, Sie müssen Alexander sein. Kommen Sie herein. Und du, Primus, hör auf, fort mit dir.«

Lew Mischenko war eineinhalb Köpfe kleiner als Alexander List und kahl. Seine Hand versank in Alexanders Hand, sein Hemd bauschte sich bei jeder Bewegung und verriet, dass der Körper darunter schwächig war.

Alexander zog die Schuhe aus, betrat die Wohnung und wunderte sich einmal mehr, wie wenig er von diesem Land und seinen Menschen wusste. Alle Begegnungen mit ehemaligen Gulag-Häftlingen waren voller Überraschungen. Keine seiner Erwartungen hatte bisher zugetroffen.

Katja Iwanowa zum Beispiel. Sie lebte in einem Hochhaus im Norden Moskaus, an einem Birkenpark. Das Haus aus den letzten Tagen der Sowjetunion sah aus wie eine riesige Schachtel mit quadratischen Fenstern, gleich großen Wohnungen, gebaut für Menschen, die gleich erzogen worden waren, gleich viel verdienten und in denselben Geschäften einkauften. Und dann Iwanowa. Hinter ihrer Wohnungstür fand Alexander sich in einer Galerie wieder. Unzählige Bilder bedeckten alle Wände. Sie verwandelten die Wohnung in eine eigene Welt, gaben ihrer Bewohnerin nicht nur Individualität, sondern auch Freiheit, wie sie sie draußen, in diesem unermesslich weiten Land, ihr Leben lang nicht fand.

Beim ersten Treffen war Iwanowa wortkarg, hatte nur Tee und Kekse auf den Tisch gestellt. Beim zweiten Treffen war der Tisch so voll, dass Alexander keinen Platz für sein Diktiergerät fand. Es war an einem Augusttag gewesen, die Fenster standen offen, die Birken rauschten, Iwanowa erzählte so hastig, dass Alexander kaum Fragen stellen konnte. Und sie fluchte: »Ich habe für die *Swolotschi* gemalt«, sagte sie. »Das hat mich gerettet.« Er musste *Swolotschi* im Wörterbuch nachschlagen: Dreckshunde.

Oder Konstantin Mironow, der in einer der letzten Gemeinschaftswohnungen, einer *Kommunalka*, in St. Petersburg lebte. In seinem Zimmer gab es nur zwei Hocker, ein Bett, einen kleinen Tisch und ein Bücherregal mit Klassikern, die eine Staubschicht bedeckte. Keine Bilder an den Wänden, kein Schrank. Wo Mironow seine Kleider aufbewahrte und die Dokumente, die bereits auf dem Tisch lagen, als Alexander zum Interview kam, das blieb sein Geheimnis. Und auf die Frage, ob er denn nichts weiter besäße, antwortete der Mann nur: »Wozu?«

»Sehr angenehm, Sie kennenzulernen«, sagte Lew Mischenko. »Trinken Sie Tee mit mir? Ich mache welchen.« Auf dem Gasherd stand ein Teekessel, Mischenko zündete die Gasflamme an. Dann öffnete er die Tür zum Balkon, der von der Küche abging. »Geh raus, Primus, geh mein Guter.«

Der Hund tapste an Alexander vorbei, hob die Nase und schnupperte. Seine Augen waren trüb, er stieß mit einer Vorderpfote an der Balkonleiste und trat hinaus.

»Er ist über sechzehn«, sagte Mischenko, »er schafft es nicht mehr runter. Und ich schaffe es manchmal auch nicht.«

Sie setzten sich an den Küchentisch. Der Tee in den Tassen dampfte. Lew Mischenko schnitt mit einem kleinen Messer Wurst und Käse ab, dann nahm er aus einer Schublade ein langes Brotmesser. »Das ist neunzig Jahre alt«, sagte er, »man darf es nicht abwaschen, sonst rostet es.« Er stellte die Teller mit dem Aufschnitt auf den Tisch und setzte sich.

»Entschuldigen Sie die Einfachheit. Swetlana ist vor Kurzem gestorben. Was ich für mich koche, das wollte ich Ihnen nicht zumuten.«

»Alles gut, ich bin ja nicht wegen des Essens hier«, sagte Alexander und ärgerte sich sofort über seine Worte.

»Nein, nein«, antwortete Mischenko, »nicht wegen des Essens, aber wenn Sie ihre *Wareniki* gekostet hätten, dann würden Sie uns auch wegen des Essens besuchen.« Er lächelte. »Sie hat die Zwiebeln für die Kartoffelfüllung ganz langsam schmoren lassen, die Zwiebeln lösten sich in der Butter fast auf, dann hat sie die in die Kartoffeln gegossen und sie gestampft.«

»Es tut mir leid, dass Ihre Frau verstorben ist.«

Aus den Gesprächen mit Aljona wusste Alexander nur sehr wenig über Lew Mischenko. Er trank den Tee und sah, dass Primus mit

der Nase gegen die Balkontür stieß. Alexander öffnete die Glastür, der Hund tapste herein. Sein Fell glänzte vor Feuchtigkeit, er roch. Lew trocknete ihn ab, dann legte der Hund sich neben den Tisch, die Schnauze dem Gast zugewandt.

»Swetlana war eine außergewöhnliche Frau«, begann Lew. Er deutete zur Wand, wo drei Bilder hingen. Ein Schwarzweißes zeigte ihn und eine Frau, auf einem zweiten, das in der Sonne seine Farben verloren hatte, waren Lew, Swetlana und zwei Jugendliche zu sehen. Und auf dem dritten Bild, dessen Farben noch frisch wirkten, war eine junge Frau abgebildet.

»Wir haben uns fast 70 Jahre gekannt«, sagte Lew und nahm das schwarzweiße Bild in die Hand. »Sie fehlt mir sehr, meine Sweta. Aber ich bin auch glücklich. 70 Jahre! Das erscheint mir manchmal wie ein Geschenk, das mir immer und immer wieder gegeben wurde. Wer hätte gedacht, dass alles so kommt?«

Im Oktober 1941 war Lew am Rande Moskaus in die Hände der Nazis geraten. Er überlebte vier Jahre Nazi-Lager, wurde 1945 zu zehn Jahren Zwangsarbeit im eigenen Land verurteilt und nach Petschora verschoben, hoch oben im Norden. Nach Stalins Logik hätte er bis zum Tod kämpfen und sich – als junger, unerfahrener und schlecht bewaffneter Verteidiger Moskaus – nicht gefangen nehmen lassen dürfen.

Lew hat auch Petschora überlebt. Nicht zuletzt vielleicht dank der Briefe, die er und seine Frau Swetlana sich zwischen 1946 und seiner vorzeitigen Befreiung 1954 geschrieben haben.

»Er hat einen Koffer voller Briefe aus der Haftzeit«, hatte Aljona gesagt. »Die meisten sind unzensuriert. So etwas finden Sie nicht noch einmal.«

»Lew Glebowitsch«, sprach Alexander ihn mit Vor- und Vaternamen an, »ich würde Sie gerne in den nächsten Tagen interviewen und unsere Gespräche aufzeichnen. Wäre es in Ordnung, wenn ich morgen schon um zehn Uhr komme? Ich kaufe ein und kann für uns kochen.«

Lew stand auf, ging aus der Küche und kam mit einem Notizbuch wieder. Die Farbe des Einbandes war verblichen, nur auf der Rückseite waren die Ecken noch bläulich.

»Das ist mehr als zwanzig Jahre alt. Ich habe hier vieles notiert, das Sie interessieren könnte. Das können Sie haben. Und bitte nennen Sie mich Lew, Alexander.«

Alexander nickte, während Lew ergänzte: »Zehn Uhr ist nicht so gut.« Er machte eine kurze Pause. »Ich möchte Sie um etwas bitten, natürlich nur, wenn es Ihnen keine Umstände macht.«

»Ich bin nur Ihretwegen hier«, sagte Alexander.

»Ich möchte verreisen, aber ich brauche Hilfe. Ich bitte Sie, mich zu begleiten.«

»Wohin wollen Sie?«

»Nach Petschora. Der Zug fährt morgen um 21.50 Uhr vom Jaroslawler Bahnhof ab. Wir werden keine Schwierigkeiten haben, Fahrscheine zu bekommen. Wer fährt schon im Winter dahin?«

Alexander wusste nur ungefähr, wo Petschora liegt.

»Wann wollten Sie zurück nach Deutschland fliegen?«, fragte Lew.

»In eineinhalb Wochen.«

»Dann schaffen wir alles. Sie schaffen alles. Sie brauchen eine warme Jacke und gute Schuhe. Dort liegt bereits viel Schnee. In meinem ersten Winter dort bin ich fast erfroren. Ich kam da ohne Winterkleidung an, hatte nur einen Anzug. Ich kam ja direkt aus Deutschland. Dort war ich nach der Gefangenschaft einige Wochen

frei gewesen. Und in Eisleben hat der Bürgermeister ehemaligen sowjetischen Gefangenen Kleidung besorgt. Als ich unsere Soldaten traf, endete meine Freiheit. Sie haben mich verhaftet, lange verhört und dann als Verräter verurteilt. Bei den Verhören dachte ich noch, es wird sich alles aufklären, und ich kann bald nach Moskau. Aber die haben mich reingelegt, als ich die Verhörprotokolle unterschreiben musste und ... Ach, ich verzettel mich, ich erzähle alles später, in Ruhe.«

Lew schnitt ein dickes Stück Butter ab, legte es aufs Brot, eine Scheibe Wurst drauf und biss ab. Alexander hätte am liebsten gleich im Internet nach »Petschora« gesucht, dann hätte er gesehen, dass eine 32-stündige Zugfahrt vor ihnen liegt, fast 1800 Kilometer nach Norden. Er konnte sich nicht vorstellen, mit diesem müde und gebrechlich wirkenden Mann zu reisen. Aber er konnte seinen Wunsch nicht ablehnen. »Hören Sie ihm gut zu«, hatte Aljona gemahnt.

»Wann soll ich Sie morgen abholen?«

»Wenn Sie um sieben abends zu mir kommen, schaffen wir es rechtzeitig zum Bahnhof.«

»Nehmen Sie den Hund mit?«

»Nein. Er ist zu alt. Primus gehört hierher. Ein Nachbar wird sich um ihn kümmern.«

Beim Hinausgehen blieb Alexander im Flur vor einer Bücherwand stehen. Zwischen russischsprachigen Titeln entdeckte er deutsche und französische. Manche Bücher waren alt, sie schienen aus der Zeit vor der Revolution zu stammen.

»Es sind Bücher aus Swetlanas Familie, von ihren Eltern. Als meine Eltern verhaftet wurden, wurde unser Haus durchsucht, die haben alle Bücher mitgenommen.«

»Wann war das?«

»Genau weiß ich es nicht, ich war da noch klein. Ich kann mich

nur an Weniges von dem Tag erinnern, schwarze Stiefel zum Beispiel. Ich sitze auf dem Boden, starre auf schwarze Stiefel, jemand hebt mich hoch ... und mehr weiß ich nicht. Es war schon nach der Revolution, 1920 oder 21.«

»Wer hat Ihre Eltern verhaftet?«

»Die Roten. Zuerst erschossen sie meine Mutter, dann meinen Vater. Meine Eltern waren Lehrer. Und was sie lehrten, das passte den neuen Machthabern offensichtlich nicht. Wir lebten damals in Beresow, hinter dem Ural, waren aus Moskau dorthin gezogen, weil die Menschen hier nach der Revolution hungerten, auf dem Land konnten wir uns selbst versorgen. Und wissen Sie, der Tod meiner Eltern vermischt sich in meiner Erinnerung mit Essensgerüchen. Ich sehe einzelne Bilder und rieche Kraut und Pirogen, als wir am 40. Tag nach ihrem Tod ihrer gedacht haben. Meine Tante und meine Großmutter haben mich großgezogen.«

»Es tut mir leid, dass Sie ihre Eltern so früh verloren haben«, sagte Alexander. Er stand noch immer im Flur und wusste nicht, ob er das Gespräch abbrechen oder sein Diktiergerät rausholen sollte.

»Es waren schwierige Zeiten. Aber andere Menschen haben mich ebenso geliebt wie meine Eltern. Meine Tante, Swetlanas Mutter, ich war wie ein Sohn für sie.«

Alexander wollte gerade eine Frage stellen, als Lew einen Hocker heranrückte und sich setzte. »Schreiben Sie mir für alle Fälle Ihre Telefonnummer auf«, bat er.

»Ich bin um sieben morgen Abend bei Ihnen«, sagte Alexander, während er seine Nummer notierte.

Danach stand er im Treppenhaus und wartete auf den Fahrstuhl.

Lew saß noch immer auf dem Hocker, die Tür stand offen, Primus lag auf der Türschwelle, die Augen geschlossen. »Wissen Sie, ich habe in meinem Leben sehr viel Glück gehabt. Mehr als sich ein